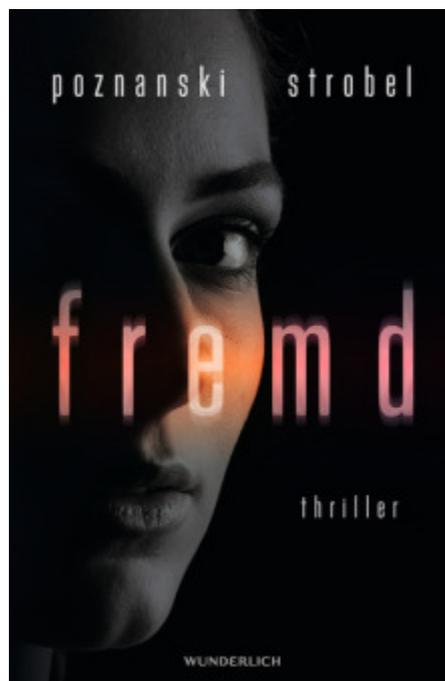


WUNDERLICH

Leseprobe aus:

Arno Strobel, Ursula Poznanski

Fremd



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Ursula Poznanski
& Arno Strobel

fremd

Thriller

Wunderlich

f r e m d

1. Auflage November 2015
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Alle deutschen Rechte vorbehalten
Satz Minion PostScript, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 8052 5084 9

1

Ich sehe das Aufflackern der Eingangsbeleuchtung nur durch Zufall. Weil mein Blick beim Haareföhnen auf das Badezimmerfenster fällt. Draußen ist Licht, wo keines sein sollte.

Jemand muss den Bewegungsmelder aktiviert haben, aber ich erwarte niemanden und werde den Teufel tun, die Tür zu öffnen, wenn es klingelt. Nichts gegen Überraschungsbesuch, doch das Letzte, worauf ich heute noch Lust habe, ist Ela, die mit zwei Flaschen Rotwein hier aufkreuzt und mir in einem stundenlangen Monolog erklärt, dass sie sich diesmal von Richard trennen wird, diesmal ganz sicher.

Nein. Mit ihrer miesen Beziehung muss sie heute allein klar kommen. Aber vielleicht sind da draußen ja auch nur die Zeugen Jehovas.

Ich stelle den Föhn eine Stufe höher, dann muss ich nicht einmal lügen, wenn ich behaupte, die Türglocke nicht gehört zu haben. Das dumpfe Unbehagen, das sich allmählich in mir ausbreitet, ignoriere ich. Ja, manchmal läuten Einbrecher an der Tür, um sich zu vergewissern, dass niemand im Haus ist, bevor sie zuschlagen. Hat man mir gesagt, ich bin noch nicht lange genug in Deutschland, um zu wissen, wie üblich das ist. Ich beherrsche zwar die Sprache, aber im alltäglichen Leben ist mir vieles immer noch fremd.

Bei einem harmlosen Klingeln sofort an etwas Schlimmes zu denken ist jedenfalls albern.

Meine Güte, so bin ich doch sonst nicht.

Kurz darauf geht die Eingangsbeleuchtung wieder aus.

Ich schalte den Haartrockner ab, schiebe den Vorhang des Badezimmerfensters ein Stück zur Seite und spähe hinaus. Keiner da. Weder ein Besucher noch jemand, der sich an Tür oder Fenstern zu schaffen macht.

Dad würde mich eigenhändig erwürgen, wenn er wüsste, dass ich allein in einem ungesicherten Haus wohne – an unserem Familiensitz in Melbourne finden sich mehr Überwachungskameras als am Pentagon. Auch ein Grund, warum ich froh bin, von dort weg zu sein.

Die nächsten Minuten bleibt es ruhig, und der Druck in meinem Inneren lässt langsam nach. Wird von Vorfreude abgelöst. Einem friedlichen Abend auf der Couch steht nichts mehr im Wege, und das ist großartig. Eine Tasse Tee, eine warme Decke und ein gutes Buch sind alles, was ich mir vom Rest des Tages noch wünsche – außer vielleicht jemanden, der bereit wäre, mir den Rücken zu massieren, keine Ahnung, woher das Ziehen zwischen den Schulterblättern kommt.

Vanilletee. Schon der Gedanke wärmt mich von innen. Ich schlüpfte in meinen Bademantel und öffne die Tür zum Flur, steige die Treppe nach unten und halte auf halber Höhe inne.

Da war ... ein Geräusch. Ein Klirren. Im Haus, nicht von außerhalb. Jemand, der eine Fensterscheibe einschlägt? Nein, dafür war es nicht laut genug.

Sofort ist die Beklommenheit von vorhin wieder da, diesmal doppelt so stark. Meine Hand umklammert das Geländer, ich atme durch, reiße mich zusammen, steige eine weitere Stufe nach unten. Das ist doch lächerlich, sage ich mir, Einbrecher würden viel mehr Lärm machen. Sie würden Zeug zusammenraffen und versuchen, so schnell wie möglich abzuhausen –

Ein neues Geräusch. Kein Klirren diesmal, sondern ein Schaben. Wie eine Schublade, die geöffnet und wieder geschlossen wird.

Umkehren, ist mein erster Impuls. Ins Schlafzimmer laufen, die Polizei rufen. Mich verstecken.

Stattdessen kämpfe ich alle meine Instinkte nieder und bleibe stehen, denn mir wird klar, dass diese eine, vernünftige Möglichkeit mir nicht zur Verfügung steht. Mein Handy liegt in der Küche, mit fast leerem Akku. Ich habe es auf die Espressomaschine gelegt, gut sichtbar, damit ich nicht vergesse, es zu laden.

Doch genau aus Richtung Küche und Wohnzimmer kommen die Geräusche.

Noch zwei Stufen nach unten steigen. Ja, es fällt Licht durch den Spalt der Wohnzimmertür.

Ich atme gegen meine Angst an, die viel zu massiv ist für den Anlass. Dass Licht brennt, ist verdammt noch mal nichts Besonderes, ich vergesse ständig, es auszuschalten. Kein Grund zur Panik also. Außerdem liegt vor mir die Eingangstür; wenn ich will, kann ich in fünf Sekunden draußen sein und Hilfe holen, Bademantel hin oder her.

Ich halte den Atem an. Lausche mit aller Konzentration. Es ist jetzt wieder völlig ruhig. Habe ich mich geirrt, mir die Geräusche nur eingebildet? Mein Kopf zieht diese Möglichkeit immerhin in Betracht, mein wild hämmerndes Herz ist anderer Meinung. Und wenn ich etwas nur schwer ertrage, dann ist es Ungewissheit.

Auf der Kommode in der Diele liegt der Briefbeschwerer, den Ela mir vor ein paar Wochen geschenkt hat. Ein Würfel aus blauem Glas, mindestens zwei Kilo schwer. Ich nehme ihn in die Hand, ignoriere die Werbezettel, die zu Boden segeln, und ziehe langsam, langsam die Wohnzimmertür auf.

Nichts. Niemand. Zumindest hier nicht. Das Wohnzimmer ist unberührt, die Terrassentür hat nicht den kleinsten Sprung, alles ist so, wie ich es zurückgelassen habe.

Nur was die Küche angeht, bin ich noch nicht sicher, sie ist von hier kaum einzusehen und unbeleuchtet.

Der Briefbeschwerer rutscht mir fast aus der schweißnassen Hand; ich packe ihn fester und gehe einen Schritt ins Wohnzimmer hinein. Lautlos. Noch einen. Bis ich in der Mitte des Raums stehe.

Genau in dem Moment, in dem ich beginne, mir lächerlich vorzukommen, tritt ein Schatten aus dem Dunkel der Küche.

Der Schrei, der aus mir herauswill, erstirbt auf halbem Weg, als wäre plötzlich keine Luft mehr in meinem Körper. Alles in mir erstarrt.

Weglaufen, das ist der einzige Gedanke, der es bis in mein Bewusstsein schafft, aber ich bin nicht fähig, ihn in die Tat umzusetzen. Meine Beine verweigern den Dienst.

Im Licht der Deckenlampe steht ein Mann, dunkelhaarig, breitschultrig. Er sagt etwas, sein Mund bewegt sich, aber ich kann kein Wort davon hören, alle Geräusche kommen wie aus weiter Ferne, nur das Hämmern meines Herzschlags ist beängstigend nah und laut. Schock? Ist das ein Schock?

Der Mann spricht mich ein weiteres Mal an, aber es ist, als hätte ich plötzlich mein ganzes Deutsch verlernt. Für einen Augenblick dreht sich das Zimmer um mich. Nur nicht umkippen jetzt.

Er legt den Kopf schief, zögert. Dann kommt er auf mich zu. *So dumm*, hämmert ein neuer Gedanke in meinem Kopf, *du bist so dumm, warum bist du nicht oben geblieben?*

Erst als er so nah ist, dass ich Andeutungen eines Aftershaves riechen kann, löst sich meine Schockstarre endlich. Ich weiche zurück, allerdings zur Wand statt zur Tür. Korrigiere mich zu spät, er ist schon fast bei mir.

«Hauen Sie ab», brülle ich, in der Hoffnung, ihn damit wenigstens kurz zu stoppen. Zu meiner Überraschung bleibt er tatsächlich stehen.

«Verschwinden Sie, oder ich hole die Polizei!» Wenn ich noch etwas lauter schreie, hören mich ja vielleicht auch die Nachbarn.

Ein Einbrecher würde jetzt weglaufen, doch der Fremde tut das nicht, und etwas in mir hat ohnehin längst begriffen, dass der Mann nicht hier eingedrungen ist, um mich zu bestehlen. Kein Dieb trägt Hemd und Sakko, wenn er in ein fremdes Haus einsteigt. Doch das bedeutet, es gibt einen anderen Grund, etwas anderes, auf das es der

Fremde abgesehen hat ... Dieser Gedanke weckt eine völlig neue Art von Angst in mir. Ich weiche noch ein Stück zurück, jetzt habe ich die Stehlampe im Rücken, fühle, wie sie kippt, verliere beinahe das Gleichgewicht.

«Bitte», flüstere ich. «Bitte tun Sie mir nichts.»

Er ist höchstens fünf Schritte entfernt. Lässt seinen Blick nicht von mir, keine Sekunde lang.

«Um Himmels willen», sagt er. «Was ist denn los?»

Noch ein Schritt auf mich zu. Ich ducke mich, als würde das helfen, als könnte ich mich in mir selbst verstecken.

«Ich habe nicht viel Geld im Haus, aber das gebe ich Ihnen, gut? Nehmen Sie mit, was Sie wollen. Aber bitte ... tun Sie mir nichts.»

«Soll das ein Witz sein?» Er hebt die Hände, zeigt seine Handflächen. Leer.

«Ist dir übel? Soll ich einen Arzt holen?»

Er ist stehen geblieben. Das ist die Hauptsache. Ich richte mich langsam wieder auf. Der Briefbeschwerer. Vielleicht wäre jetzt eine gute Gelegenheit, ihn zu werfen.

«Gehen Sie, bitte. Ich verspreche Ihnen, ich werde nicht die Polizei rufen.»

Er blinzelt, atmet einige Male tief ein und aus. «Was soll das? Warum sprichst du so mit mir?»

Wenn das Anzeichen von Unsicherheit sind, habe ich eine Chance. Ich werde ihn in ein Gespräch verwickeln. Ja. Und die erste Gelegenheit beim Schopf packen, um abzuhaufen.

«Weil ... ich Angst habe, verstehen Sie?»

«Vor mir?»

«Ja. Sie haben mich sehr erschreckt.»

Er breitet die Arme aus, kommt wieder auf mich zu. «Joanna ...»

Mein Name. Ich weiche weiter zurück. Er kennt meinen Namen, vielleicht ist er ein Stalker, vielleicht hat er aber auch nur die Adressetiketten auf den Briefumschlägen gelesen, die in der Diele liegen.

Ich mustere ihn genauer. Blaue Augen unter dichten Brauen.

Markante Züge, die ich mir gemerkt hätte, wenn sie mir schon einmal begegnet wären. Er sieht nicht aggressiv aus, nicht gefährlich, aber trotzdem erfüllt mich sein Anblick mit einem Entsetzen, das ich mir selbst kaum erklären kann.

Jetzt habe ich die Wand im Rücken. Endstation, Falle. Mein Puls überschlägt sich, ich hebe den Briefbeschwerer. «Gehen Sie. Sofort.»

Sein Blick schnellert zwischen meinem Gesicht und dem Glaswürfel hin und her. Rutscht ein wenig tiefer, was mir zu Bewusstsein bringt, dass mein Bademantel weiter aufklafft, als mir lieb sein kann.

«Joanna, ich weiß nicht, was du da tust, aber hör bitte auf damit.»

«Hören Sie doch auf!» Es soll souverän klingen, hört sich aber kläglich an. «Hören Sie auf, so zu tun, als würden wir uns kennen, und gehen Sie bitte.»

Wahrscheinlich gefällt ihm meine Angst, denn er kommt schon wieder einen Schritt näher. Ich rutsche die Wand entlang nach links, auf die Tür zu.

«Lass das jetzt endlich, natürlich kennen wir uns.» Das in seiner Stimme ist Ungeduld. Noch nicht Wut, aber das könnte sich ändern. Zwei Meter noch bis zur Tür. Das schaffe ich, das muss ich einfach schaffen.

«Sie irren sich. Wirklich.» Mit jedem weiteren Satz gewinne ich Zeit. «Woher sollten wir uns denn kennen, Ihrer Meinung nach?»

Langsam schüttelt er den Kopf. «Entweder du spielst irgendein abartiges Spiel mit mir, oder ich sollte dich schleunigst ins Krankenhaus bringen.» Er fährt sich mit der Hand durchs Haar. «Wir sind verlobt, Jo. Wir leben zusammen.»

Ich starre ihn an, stumm. Was er gesagt hat, ist so weit von dem entfernt, was ich erwartet hatte, dass ich einige Sekunden brauche, um die Worte zu erfassen.

Wir sind verlobt.

Also nicht nur ein Stalker, nein, viel schlimmer, ein Verrückter. Einer, der sich im Kopf seine eigene Welt zusammenspinnt. Der unter Wahnvorstellungen leidet.

Aber wie, um alles in der Welt, ist er dabei ausgerechnet auf mich gekommen?

Unwichtig. Mit einem Geisteskranken kann man nicht reden, ihn schon gar nicht mit vernünftigen Argumenten überzeugen. Seine Stimmung könnte jeden Moment umschlagen – noch wirkt er friedlich, aber wer weiß, ob nicht ein einziges falsches Wort genügt, um ihn aggressiv werden zu lassen. Immerhin hat er sich ja auch gewalt-sam Einlass in ein fremdes Haus verschafft.

Mir fällt nur ein Ausweg ein, und ich entscheide mich schnell.

Der Briefbeschwerer beschreibt eine glänzend blaue Flugparabel, als ich ihn auf den Mann schleudere. Ich habe gut gezielt, aber der Fremde dreht sich zur Seite, deshalb erwische ich nur die Schulter, nicht den Kopf, egal. Ich renne aus dem Wohnzimmer, durch die Diele, die Treppen hinauf ins Schlafzimmer. Knalle die Tür hinter mir zu, sperre zweimal ab.

Dann lasse ich mich zu Boden sinken, die Tür im Rücken, mit Blick auf mein Bett. Ein Kissen, eine Decke. Mehr nicht. Das Bett einer allein lebenden Frau. Aber wenn er wirklich krank ist, spuckt sein Hirn auch dafür einen Grund aus. Dass er neuerdings auf der Couch schläft, zum Beispiel.

Von draußen ist nichts zu hören. Ich schließe für einen Moment die Augen. In Sicherheit. Hoffentlich.

Natürlich kennen wir uns, hat der Fremde gesagt, mit einer fast unheimlichen Selbstverständlichkeit. Ich durchforste mein Gedächtnis, aber ohne Erfolg. War er einmal im Studio? Ist er ein Kunde?

Nein, unmöglich. Ich vergesse nie ein Gesicht, das ich fotografiert habe.

Ein Geräusch lässt mich zusammenschrecken. Ein dumpfer Laut, wie von einer zugeworfenen Tür.

Ich presse mein Ohr gegen das Holz der Schlafzimmertür. Alles ruhig jetzt. Vielleicht hat der Briefbeschwerer den Mann hart genug getroffen, um ihn in die Flucht zu schlagen.

Ich lausche mit geschlossenen Augen und angehaltenem Atem.
Meine Hoffnung währt eine knappe Minute, dann höre ich Schritte
auf der Treppe, langsam und schwer.

Er kommt mir nach. Jetzt wird er nicht mehr friedlich sein.

Und ich habe immer noch kein Telefon, um Hilfe zu rufen.

2

Der Kakadu ist verschwunden.

Es fällt mir sofort auf, als ich neben dem Haus aus dem Auto steige und die Außenlampen aufleuchten. Er war ein Geschenk zu Joannas Geburtstag, ein achtzig Zentimeter hohes, zusammengeschweißtes Teil. Ein symbolisches Stück Heimat. Sie hat mir mal erzählt, dass Melbourne voll ist von Kakadus.

Während ich an der jetzt leeren Stelle neben dem Rhododendron vorbeigehe, frage ich mich, wohin er verschwunden ist. Ich schließe die Tür auf und gehe ins Haus. Die Diele ist dunkel, aber von oben höre ich gedämpftes Rauschen. Der Föhn. Joanna. Ein warmes Gefühl verdrängt die Verwunderung über den verschwundenen Kakadu.

Ich durchquere die Diele. Das Licht der Straßenlaternen dringt als diffuser Schein durch das schmale Glaselement neben der Haustür. Eben ausreichend, um mich schemenhaft erkennen zu lassen, wohin ich gehe. Ich öffne die Tür zum Wohnzimmer. Es ist ebenso wie die Küche hell erleuchtet. Ich muss lächeln. Meine Joanna. Wenn sie alleine ist, herrscht im Haus meist Festbeleuchtung. Zur Freude der Stromwerke.

Ich lasse den Schlüsselbund auf die Verlängerung der Arbeitsplatte fallen, er verfehlt sie knapp und landet mit hellem Klirren auf dem Fliesenboden. Die Müdigkeit macht mich unkonzentriert. Und wahrscheinlich auch die Nachwirkungen dieses seltsamen Tages. Dieses beschissenen Tages. Als hätte sich jeder in der Firma mit mir anlegen wollen.

Ich seufze, hebe die Schlüssel auf und lege sie an ihren Platz.

Im Kühlschrank steht noch die angebrochene Flasche Weißburgunder von gestern Abend. Mir ist nicht nach Wein, noch nicht. Später vielleicht, gemeinsam mit Joanna, wenn wir es uns auf der Couch gemütlich machen.

Ich greife nach der Orangensafttüte daneben. Sie ist fast leer, den kläglichen Rest fülle ich in ein Wasserglas.

Das Schubfach, in dem der Sack für den Verpackungsmüll untergebracht ist, lässt sich schwer öffnen und erzeugt schleifende Geräusche beim Auf- und Zumachen. Wahrscheinlich hat sich eine der Schrauben gelockert, mit denen die Führungsschienen befestigt sind. Ich werde mir das am Wochenende mal ansehen.

Am Durchgang zum Wohnzimmer schalte ich das Licht aus, als mir einfällt, dass der Akku meines Smartphones fast leer ist. Also gehe ich zurück und hänge das Gerät an das Ladekabel, das auf dem hüfthohen Schrank gleich neben dem Durchgang liegt. Ich drehe mich um und fahre erschrocken zusammen. Joanna steht mitten im Wohnzimmer. Ich habe nicht gehört, dass sie hereingekommen ist. Aber bei ihrem Anblick spüre ich wieder dieses wohlige warme Gefühl, und von einer Sekunde zur nächsten sind Müdigkeit und Ärger vergessen.

Offenbar hat sie mich noch nicht gesehen. Ich nutze den kurzen Moment und betrachte sie aus der Dunkelheit der Küche heraus. Sie trägt nur ihren Bademantel. Er ist so locker gebunden, dass der Stoff ein Stück auseinanderklafft und den Blick auf die Ansätze ihrer kleinen, festen Brüste erlaubt. Eine weitere Empfindung gesellt sich zu dem wohligen Gefühl, und sofort komme ich mir vor wie ein ertappter Voyeur.

Ich trete aus dem Dunkel heraus und gehe auf sie zu. Sie hört meine Schritte, dreht sich zu mir um und ... erstarrt. Die fröhliche Begrüßung bleibt mir im Hals stecken.

Ich suche nach möglichen Erklärungen für das Entsetzen, das ich von ihrem Gesicht ablesen kann. «Hallo, Schatz», sage ich vorsichtig. «Was ist mit dir? Geht es dir nicht gut? Ist etwas passiert?»

Joanna reagiert nicht, sie steht nur da und sieht mich an, als hätte ich in einer ihr fremden Sprache gesprochen. So habe ich sie noch nie gesehen. Mein Gott, es sieht aus, als hätte sie panische Angst. Diese Erkenntnis macht auch mir Angst. Es muss etwas Schlimmes geschehen sein.

«Schatz», versuche ich es noch einmal, so einfühlsam, wie ich kann. Ich trete einen vorsichtigen Schritt auf sie zu, jetzt trennt uns nur noch eine Armlänge. Mit einem Ruck löst sich ihre Starre, sie reißt die Augen auf und weicht vor mir zurück. Einen Schritt, einen weiteren.

«Schatz, bitte ...» Ich flüstere unwillkürlich. Ganz vorsichtig versuche ich, die Distanz zwischen uns zu verringern. Plötzlich verändert sich der Ausdruck in ihrem Gesicht, ihre Züge verzerren sich.

«Hauen Sie ab», schreit sie mir mit solcher Heftigkeit entgegen, dass ich abrupt stehen bleibe. «Verschwinden Sie, oder ich hole die Polizei.»

Verschwinden *Sie*? Was verdammt noch mal ist mit ihr los? Sie scheint ja vollkommen von der Rolle zu sein. Mir schießen tausend Dinge gleichzeitig durch den Kopf, ich habe Mühe, sie halbwegs zu ordnen.

Drogen, Alkohol, Überfall, Schock ... ein Todesfall? Joanna macht einen weiteren Schritt rückwärts und stößt mit dem Rücken gegen die Stehlampe. Sie kippt um. Klirrend zerspringt der Glasschirm auf dem Boden.

«Bitte», flüstert sie. «Bitte tun Sie mir nichts.»

Ich bemühe mich, meiner Stimme einen ruhigen Klang zu geben. «Um Himmels willen. Was ist denn los?»

Sie zieht den Kopf ein. «Ich ... habe nicht viel Geld im Haus.» Ihre Stimme klingt klein, ängstlich. Kindlich. «Aber das gebe ich Ihnen. Gut? Nehmen Sie mit, was Sie wollen. Aber bitte ... tun Sie mir nichts.»

Ich spüre, dass trotz meiner Fassungslosigkeit für einen kurzen

Moment Ärger in mir aufflackert. «Soll das ein Witz sein?» Meine Stimme klingt schroffer, als ich es beabsichtigt hatte, ich hebe die Hände zum Zeichen, dass sie von mir nichts zu befürchten hat. «Ist dir übel? Soll ich einen Arzt holen?»

Sie schüttelt den Kopf. «Gehen Sie bitte. Ich verspreche Ihnen, ich werde nicht die Polizei rufen.»

Ich widerstehe dem wilden Impuls, sie an den Oberarmen zu packen, durchzuschütteln und anzuschreien, sie solle sofort mit diesem Blödsinn aufhören. Sie solle wieder sie selbst sein. Aber ich muss ruhig bleiben, es ist wichtig, dass zumindest ich einen klaren Kopf bewahre. Ich atme ein paarmal tief durch und schaue ihr dabei in die Augen. «Was soll das? Warum sprichst du so mit mir?»

«Weil ich Angst habe», sagt sie zögerlich. «Verstehen Sie?»

«Vor mir?»

«Ja. Sie haben mich sehr erschreckt.»

«Joanna ...»

Ihr Blick verändert sich auf eine seltsame Weise, als ich ihren Namen ausspreche. Es ist, als versuche sie in meinem Gesicht zu lesen, was ich denke.

«Gehen Sie. Sofort.» Ich spüre, dass sie sich bemüht, ihrer Stimme einen festen Klang zu geben. Es gelingt ihr nicht. Ihre Hand hebt sich ein wenig, jetzt erst sehe ich, dass sie etwas umklammert. Ich versuche zu erkennen, was es ist. Der Briefbeschwerer aus der Diele. Das wird ja immer verrückter. «Joanna ...» Ich schaue ihr tief in die Augen, versuche ihr mit meinem Blick zu vermitteln, dass ihre Angst vor mir unbegründet ist. «Ich weiß nicht, was du da tust, aber hör bitte auf damit.»

«Hören Sie doch auf», antwortet sie wie ein kleines, ungezogenes Kind. «Hören Sie auf, so zu tun, als würden wir uns kennen, und gehen Sie bitte.»

Das darf einfach alles nicht wahr sein. Langsam steigt die Befürchtung in mir hoch, dass Joanna vollkommen den Verstand verloren hat.

Ich mache einen weiteren, vorsichtigen Schritt auf sie zu, ohne zu wissen, wie ich auf diese bizarre Situation reagieren soll. Ich muss aufpassen, dass ich nicht die Nerven verliere. «Lass das jetzt endlich, natürlich kennen wir uns.»

Joanna schüttelt den Kopf. «Sie irren sich, wirklich. Woher sollten wir uns denn kennen, Ihrer Meinung nach?»

Verdammt noch mal, langsam reicht es mir. «Entweder du spielst ein abartiges Spiel mit mir, oder ich sollte dich schleunigst ins Krankenhaus bringen. Wir sind verlobt, Jo. Wir leben zusammen.»

Ihre Gesichtszüge entgleisen. Das ist kein Spiel. Sie erkennt mich tatsächlich nicht.

Plötzlich schnellt ihre Hand ohne Vorwarnung nach oben, etwas fliegt auf mich zu, ich drehe mich reflexartig zur Seite, doch es ist zu spät. Der Glaswürfel trifft mich an der Schulter und jagt ein Schmerzfeuerwerk durch meinen ganzen Oberkörper. Ich höre mich selbst aufstöhnen, mir wird schlagartig übel, gleichzeitig habe ich das Gefühl, als trete mir jemand in die Kniekehlen. Meine Beine knicken ein, ich falle schwer auf die Knie und stöhne noch einmal auf. Joanna huscht wie ein dunkler Schatten an mir vorbei und verschwindet im nächsten Moment aus meinem Blickfeld.

Vorsichtig taste ich meine Schulter ab.

Ich glaubte, Joanna mittlerweile recht gut zu kennen, doch nun kommt sie mir so fremd vor, als stecke eine andere Frau in ihrem Körper.

Der Schmerz in der Schulter lässt langsam nach. Ich stütze mich auf dem Boden ab und stemme mich hoch. Das Wohnzimmer schwankt, ich mache zwei, drei vorsichtige Schritte, bis ich mich gegen einen Sesselrücken lehnen kann. Mein Blick wandert zur offen stehenden Wohnzimmertür. Ob Joanna nach draußen gerannt ist? Vielleicht ruft sie sogar die Polizei.

Sie ist krank, daran zweifle ich jetzt nicht mehr. Vielleicht war sie das schon immer. Vielleicht weiß sie es auch und hat mir nur nichts davon gesagt. Vielleicht ... ja, vielleicht habe ich die wahre Joanna

bisher gar nicht gekannt. Nein, das kann, das *darf* nicht sein. Ich richte mich auf und schaue mich prüfend um. Nichts schwankt, ich stehe wieder sicher.

Ob ich selbst die Polizei rufen soll? Quatsch, was soll die Polizei hier? Es hat keinen Einbruch gegeben. Meine Verlobte hat den Verstand verloren, aber dafür ist wohl eher ein Arzt zuständig. Ein Psychiater. Ich könnte einen Notarzt rufen. Der wird sie wahrscheinlich sofort in eine Psychiatrische Klinik einweisen lassen, wenn er sie so erlebt. Und wenn sie erst mal in diese Mühlen geraten ist ... zumal als Ausländerin mit bisher nur zeitlich begrenzter Aufenthaltserlaubnis. Nein, ich muss erst noch mal mit ihr reden. Wer weiß, was passiert ist, vielleicht ist sie einfach nur völlig verwirrt. Warum auch immer.

Ich schalte das Licht in der Diele ein, und ein heftiger Schmerz durchzuckt die getroffene Schulter. Ich atme tief durch und schaue mich um. Die Haustür ist geschlossen. Wenn Joanna rausgelaufen wäre, hätte sie sie entweder offen gelassen oder aber hastig zugeschlagen, aufgelöst, wie sie ist. Das hätte ich gehört.

Also ist sie wahrscheinlich noch im Haus. Ich gehe zur Treppe, schaue nach oben, aber dann halte ich inne. Etwas stimmt hier nicht. Ich spüre es genau. Langsam drehe ich mich um und lasse meinen Blick wieder durch die Diele wandern. Die Haustür, die Kommode daneben, Zettel auf dem Fußboden, die Garderobe ... Die Garderobe. Eine Faust bohrt sich mir in den Magen. Meine Sachen. Sie fehlen. Dort, wo normalerweise zwei meiner Jacken hängen, sind die Haken leer. Darunter, auf dem Regal ... Ihre Turnschuhe, drei Paar Freizeitschuhe in verschiedenen Farben, das war's. Sie gehören alle ihr. Was zum Teufel ist hier los?

Ich gebe mir einen Ruck, ich muss das herausfinden. Ohne zu zögern gehe ich zur Haustür, öffne sie und werfe einen Blick hinaus. Draußen ist alles ruhig. Die Tür fällt laut ins Schloss zurück. Ich sperre lieber ab, sicher ist sicher. Dann steige ich mit festen Schritten die Treppe nach oben. Joanna soll mich ruhig hören, sie soll wissen, dass ich zu ihr komme. Ich möchte jetzt endlich begreifen, was hier läuft.

Ein Blick ins Badezimmer: Es ist leer. Mit grimmiger Entschlossenheit gehe ich auf die Schlafzimmertür zu, lege die Hand auf die Klinke, drücke sie herunter. Abgesperrt. Aha.

«Joanna.» Es klingt energisch. Nicht wütend, aber doch so, dass sie merkt, es ist mir ernst. «Joanna, lass jetzt den Quatsch. Öffne die Tür, damit wir miteinander reden können. Ich tue dir doch nichts, verdammt.»

Stille. Ich warte. Zehn Sekunden, fünfzehn ... Nichts. «Joanna, jetzt denk doch bitte mal nach. Wenn ich dir wirklich was tun wollte, glaubst du, dieses lächerliche Türschloss könnte mich dann davon abhalten, zu dir ins Schlafzimmer zu kommen? Ein Tritt, und es fliegt zum Teufel. Aber ich möchte die Tür nicht zerstören, weil es auch meine Tür ist, verstehst du? Wir wohnen hier zusammen. Und wenn es dir so vorkommt, als stimme das nicht, dann werden wir ... Moment. Joanna. Hörst du mich?»

Ich merke, dass ich sehr schnell rede. Das habe ich schon immer getan, wenn ich einen Einfall hatte, den ich dringend erzählen wollte.

«Ich habe eine Idee, Jo. Hörst du? Frag mich was. Etwas, das nur ich wissen kann. Das ich wissen *muss*, wenn wir zusammen in diesem Haus wohnen. Okay? Dann wirst du sehen. Na los, stell mir eine Frage, egal was.»

Wieder herrscht eine Zeitlang Stille, aber dann glaube ich, Geräusche hinter der Tür zu hören. An der Tür. Klack. Die Klinke wird heruntergedrückt, die Tür schwingt langsam nach innen auf. Gott sei Dank.

Joanna steht seitlich vor mir und schaut mich ängstlich an, die Klinke noch in der Hand. Mein Blick richtet sich an ihr vorbei ins Schlafzimmer. Eine eiskalte Hand greift nach meinem Herz. Und zum ersten Mal kommt mir der Gedanke, dass es vielleicht gar nicht Joanna ist, die den Verstand verloren hat. Sondern ich.

Meine Bettdecke, mein Kopfkissen ... Mein Kleiderschrank ... Alles ist verschwunden.